

Suhrkamp

Filip
Florian
Kleine
Finger

Roman

SV

Filip Florian
Kleine Finger

Roman

Aus dem Rumänischen von Georg Aesch

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel *Degete mici*
im Verlag Polirom, Jassy/Bukarest.

Mit freundlicher Unterstützung des Rumänischen Kulturinstituts.

Erste Auflage 2008

© Filip Florian 2005

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet
werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42014-0

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Kleine Finger

*Für Mirela, die den besten Kaffee der Welt kocht.
In ihrem Lachen gehe ich auf.*

Kapitel I

1 All jene Leute, die der Versuchung nicht hatten widerstehen können, eine Monographie ihrer Stadt zu verfassen – ein Lehrer, ein Rechtsanwalt, zwei Mönche, ein Tierarzt und ein Bahnhofsvorsteher –, waren der Überzeugung, das römische Castrum sei, nachdem es verlassen (oder niedergebrannt oder Opfer einer vernichtenden Seuche oder von Gott gestraft) worden war, endgültig vom Erdboden verschwunden. Sie meinten, im Laufe der Zeit hätten sich Sand, Lehm, Sedimente aller Art und Schwarzerde in dicken Schichten über Principiae, Thermae, Canabae und Horreum abgelagert und eine lüsterne, aggressive Vegetation von den Hügeln Besitz ergriffen. Die Autoren jener heimeligen Chroniken beschränkten sich auf Angaben über den Ursprung der Niederlassung und die ersten urkundlichen Erwähnungen, ließen jedoch die baulichen Überreste außen vor, bis 1932 eine Gruppe begeisterter Archäologen ein paar verfallene Mauern freilegte. Das wurde beiläufig zur Kenntnis genommen, wobei offenbar nicht die Entdeckung der Ruinen und daß sie nach zwei Jahrtausenden der Finsternis ans Licht kamen, den größten Eindruck hinterließ, sondern eine gewisse Gestalt, die aus jener Gruppe von Professoren und Studenten hervorstach. Es gab feindselige oder amtliche (keinesfalls neutrale) Bemerkungen.

kungen zu dieser Person, und in der Arbeit des Rechtsanwalts Stratulat fand sich neben einem Porträt in Kohle eine detailgesättigte Schilderung einer Frau mit kurzgeschnittenem Haar, die Reithosen und Schaftstiefel trug und eine Zigarettenspitze aus Bernstein von zwanzig Zentimetern Länge in der Hand hielt. Sie sprach ein unvergleichlich makellooses Französisch, wie den Zeilen des Rechtsgelehrten zu entnehmen war, ihre Bewegungen waren fließend, ihren luftigen Blusen entströmte ein Duft von Feigenparfüm, während sie die für die Grabungen angeheuerten Tagelöhner herrisch zur Arbeit anhielt. Gavrilesco, der Tierarzt, verglich sie mit einem aufgeplusterten Auerhuhn, das zur Balz grausame Kämpfe zwischen den Hähnen entfacht; der Eisenbahner hatte sie nur in Luxusabteilen des Expresßzuges verkehren sehen, immer in Begleitung eleganter Herren (des öfteren eines Ministers und eines Generals), deren Leidenschaft sich danach nur noch an den Roulette- und Bakkarat-Tischen des Spielkasinos austoben konnte. Die Texte des Lehrers und des Abtes wiederum schäumten vor Ärger und klagten, daß im Sommer und Herbst jenes Jahres die junge Generation oder, im weiteren Sinne, die Herde der Gläubigen dabei war, auf Abwege zu geraten. Der Lehrer zeigte sich befremdet, daß an der Mädchenschule Zöpfe abgeschnitten wurden und Bretonfrisuren angesagt waren, daß die Gymnasiasten und Lyzeumsschüler sich darum rissen, während und sogar außerhalb der Unterrichtsstunden als Freiwillige an der Ausgrabung der antiken Denkmäler teilzunehmen, und der Archimandrit Macarie stellte nicht ohne Häme fest, daß die Anzahl der Familienoberhäupter,

die der Liturgie in der Kirche beiwohnten, besorgniserregend abnahm und, glaubte man der Beichte, so mancher Ehefrieden in Gefahr war. Der einzige, der das exotische Geschöpf und all das, was sich in seiner Gegenwart abspielte, vollkommen ignorierte, der einzige, dessen Aufzeichnungen keinerlei Hinweis darauf gaben, daß die bezaubernde Amazone überhaupt existiert hatte, war jener andere Mönch, Vater Ioanichie. Als Verfechter einer rein biblischen, alttestamentarisch verwurzelten Theorie zweifelte er nicht daran, daß sich der Zorn des Vaters und des Sohnes irgendwann mit verheerender, reinigender Wucht über der Festung entladen und sodann siebzehn Jahrhunderte hindurch Blumen, Sträucher und Bäume hatte wuchern lassen über der Stätte, an der Männer Unzucht getrieben hatten. Auch dieser Diener des Herrn, dessen Grab im Klosterhof inmitten der Gräber gemeiner Brüder lag, war sich sicher, daß die Freilegung schon des ersten Steins der alten Festung das Böse, das Laster geweckt hatte, das er nun in den Gebärden, im Gebaren der Leute wahrnahm.

Die sechs Monographien hatte ich nach einer Woche erfolglosen Suchens in einem finsternen Winkel der Gemeindebibliothek gefunden. Das Glück der Entdeckung ging mit einer Krise meines Magengeschwürs einher, denn nach etlichen vergeblichen Versuchen vermochte schließlich das Grau meiner schmerzverzerrten Gesichtszüge die in saure Traurigkeit versunkene Dame zu erweichen, die diese Einrichtung verwaltete. Frau Mia (so hatte sie sich vorgestellt) zog mit verschwörerischer Miene den Schlüsselbund, der zwischen ihren Brüsten baumelte, hervor und öffnete, äch-

zend unter der Last ihrer Fettleibigkeit, die Tür zu einem kleinen Raum, der, wie stets in solchen Einrichtungen, mit seiner abgestandenen Luft den Jahreszeiten entrückt war, geschwängert von Staub, zerfallendem Papier und Insektenspulver. Es war eine enge Kammer, ursprünglich wohl für Besen, Lappen und Reinigungsmittel gedacht. Doch was sich mir von Mäusedreck übersät unter Spinnweben darbot, war eine alte Schenkung des Bürgermeisteramtes (das lebendige Gedächtnis der Ortschaft, raunte mir die Dicke ins Ohr): Tagesbefehle des Garderegiments, Zeichnungen der Baudenkmäler, Ehrenkarten des Sanatoriums, des Casinos und der Hotels, Ankündigungsplakate zu Wohltätigkeitsbällen, Stiftungsurkunden, Matrikelverzeichnisse und Testamente angesehenen Bürger, Programme zu Automobilrennen im Gelände, Hymnen der Pfadfinder und der Bürgerwehr, Ratsbeschlüsse zur Benennung der Hauptstraßen, Entwürfe für Bauten, die nie errichtet worden waren, etwa das Theater, die Eisbahn und die Kapelle an der Grotte der heiligen Veronika. Ich brauchte einen ganzen Vormittag und eine halbe Packung Ranitidin, um die Urkunden, von denen ich mir so viel versprach, aus den Stapeln von vergilbtem Papier, Plänen, Ordern und Mappen zu ziehen. Am Ende waren die Karos meines Hemdes einheitlich grau, mein Gaumen und meine Nasenlöcher mit einem atembeklemmend muffigen Pulver beschichtet, und der Gedanke an Seife und heißes Wasser erschien mir reizvoller denn je. In meiner Naivität hatte ich mir vorgestellt, ich könnte die aberhundert Seiten in Ruhe durcharbeiten, mit Dosten-Tee und geröstetem Brot, den Mills Brothers

als gedämpfter Klangkulisse, mit der Wärmflasche auf dem Bauch im einladend weichen Bett des Zimmers, das ich bei Tante Paulina gemietet hatte. Während ich jedoch stundenlang in dem Aktenwust grub, war der Anflug von Wohlwollen in den Zügen der Bibliothekarin wieder der säuerlichen Bitternis gewichen. Sie fixierte mich mit ihren kleinen, unter geschwollenen Lidern hervorblinzelnden Augen, keuchte asthmatisch und behauptete, die seltenen Stücke aus dem Sonderbestand könnten nur im Lesesaal eingesehen werden.

Ich suchte mir den hellsten Platz an einem nach Süden gehenden Fenster und arbeitete, sooft ich mich von der Ausgrabungsstätte entfernen konnte, aufmerksam jene vergessenen Texte durch. In meist unangenehmer Gesellschaft, bestehend aus den Freundinnen der Frau Mia oder Rentnern, die hier ihre Lottoscheine ausfüllten, hoffte ich, auf einen frühen Vorfall oder wenigstens ein Indiz zu stoßen, die zu den Gebeinen in der Ruine führen würden. Ich hatte es mit ganz unterschiedlichen Handschriften zu tun, von der gepflegten, zu kalligraphischen Exzessen neigenden des früheren Abtes bis zu der rebellischen, kaum lesbaren des Tierarztes. In Satzbau und Orthographie unterschieden sie sich ebenso sehr wie im Erzählstil, über alles breitete sich jedoch ein ärgerliches Einverständnis, wie eine geheime Abmachung zwischen den Chronisten, nur die immergleichen Ereignisse – wenn auch polemisch – abzuhandeln. Der Stationsvorsteher etwa führte die Absage des Besuchs von Kaiser Franz Joseph auf ein Komplott der magyarischen Eisenbahner um die Jahrhundertwende zurück, der Lehrer

sah in jener abrupten Änderung des kaiserlichen Besuchsprogramms eine Lektion, die König Carol I. erteilt werden sollte, der Doktor Gavrilesco erklärte den Zwischenfall mit der mangelnden Abstimmung des Besuchtermins auf die Saison der Fuchsjagd, und der Rechtsanwalt Stratulat mutmaßte, der Entschluß des Wiener Hofes habe mit einer Liebschaft zu tun, die unmöglich in das offizielle Kommuniké aufgenommen werden konnte. Macarie und Ioanichie hingegen waren sich trotz ihrer weit auseinander liegenden Position in der Kirchenhierarchie einig, daß die Geste des letzten Habsburg-Lothringers als Infamie des Katholizismus gegenüber der Orthodoxie zu werten sei. Wenn also die Fakten, die mich interessierten und von denen der Fortgang der Grabungen am römischen Castrum abhing, in der einen Arbeit fehlten, würden sich, das war klar, auch in allen anderen keinerlei Angaben dazu finden. Doch schon zwischen den bräunlichen Pappdeckeln, die die Version des Rechtsanwalts enthielten, gab es nichts, was das Vorhandensein von zig Skeletten im Umkreis des Castrums hätte erklären können. Mit der Lektüre jenes Berichtes wurde ich an einem Mittwoch fertig (ich erinnere mich genau, denn die Leute kamen nach einem Pokalspiel vom Fußballstadion zurück), es war gegen sechs, also kurz vor Schließung der Bibliothek, und da ich seit dem Mittag weder Zwieback noch Quark angerührt hatte, litt ich unter Magenkrämpfen. Meine scheußlichen Schmerzen und die Enttäuschung wiederum besänftigten die Bibliothekarin, die dem Bedürfnis nachgab, sich in dem leeren Raum neben mich zu setzen und mir etwas von der Flucht der Men-

schen vor den Büchern vorzuquatschen. Die Sonne war geschrumpft und gerade dabei, hinter einem bewaldeten Hügel zu verschwinden, als ich ihre feuchten Finger zwischen den Beinen spürte.

Auf die Lektüre der restlichen Manuskripte mochte ich nicht verzichten, zuviel hing davon ab, doch unter diesen neuen Umständen mußte ich mich dem Zeitplan anderer anpassen. Ich vermied es, im leeren Lesesaal zu sitzen, und ging mit den letzten Besuchern. Die Dicke trug zwar eine Brille mit rhombischen Gläsern, an deren Bügeln eine golddurchwirkte Schnur baumelte, doch seit jenem peinlichen Vorfall sah sie mich nicht und behandelte mich wie Luft. Ihre gespielte Indifferenz hatte etwas Bedrohliches, doch im Vergleich zum Starrsinn des Polizeichefs oder der Unerbittlichkeit der ehemaligen politischen Häftlinge und der aus Bukarest angereisten Journalisten kam sie mir kindisch vor. Jene älteren Herrschaften, gequält und zugleich fasziniert von der eigenen Vergangenheit, waren ebensowenig wie die jungen Zeitungleute und verspäteten Antikommunisten bereit anzunehmen, daß die vielen sterblichen Überreste etwas anderes sein könnten als die Hinterlassenschaft einer Massenhinrichtung am Rande einer Gemeinschaftsgrube in den fünfziger Jahren. Sie kümmerten sich nicht um die Ansicht der Historiker, die Skrupel des Gerichtsmediziners waren ihnen suspekt, eine Frucht der Feigheit, und daß die Staatsanwälte keine einzige Kugel entdeckt hatten, nahmen sie als Zeichen dafür, daß die Komplizenschaft mit den Schlächtern die Jahrzehnte überdauert hatte. Sie blieben der eigenen Theorie treu, die sich in apodiktischen Kom-

mentaren und Zeitungsartikeln niederschlug. Aus ihrer Sicht war das Fehlen der Zähne ein Hinweis auf Folterungen vor der Erschießung, zeigten die eingedrückten Schädeldecken, daß Pistolen und Knüppel zum Einsatz gekommen waren, bewiesen die Abstände zwischen den Schädeln und den Schulter- sowie Beckenknochen, daß es sich nicht um eine christliche Beerdigung gehandelt haben konnte, sondern die entseelten Leiber wahllos aus großer Höhe in die Grube geworfen worden waren. Der Mann des Tages war dennoch Maxim, der die Einstellung der Grabungen bis zur Aufklärung des Falles angeordnet hatte und den Tageszeitungen, Wochenzeitschriften, Nachrichtenagenturen, Rundfunk- und Fernsehsendern unermüdlich Interviews gab. Seine Polizistennase, das besondere Gespür des Profis (das zu beschwören er nicht müde wurde) sagte ihm, daß es sich um ein abscheuliches Verbrechen handelte, das nicht ungesühnt bleiben dürfe. Um die Kameras und Mikrophone zu überzeugen, fuhr sich der Major unablässig mit den Fingern über den schwarzen Schnurrbart, mahlte eindrucksvoll mit dem Kiefer und forderte mit tiefer Stimme Verständnis für die Zurückhaltung, die ihm die laufenden Ermittlungen auferlegten. Die Monographien aber, eine Quelle, mit deren Hilfe die Kontroversen möglicherweise hätten beigelegt werden können, schwiegen über mittelalterliche Grabstätten und zeigten keinerlei Interesse an Orten, wo die Vorfahren ihre ewige Ruhe gefunden hatten. Der Tierarzt wies auf eine etwaige Pferdeseuche hin, die noch vor der ersten Fürstenherrschaft die rassigsten Exemplare hinweggerafft haben mochte, hatte jedoch keine

Kenntnis von einem zeitweiligen Friedhofsbetrieb innerhalb der Festungsmauern.

An dem Morgen, an dem ein Riesenlärm von Hupen und Fanfaren die Stadt überflutete, las ich noch einmal in den Aufzeichnungen des Mönchs Ioanichie. Ich riß mich los von der Geschichte mit den Wölfen, die im Winter das Kloster umlagerten (darin die Raubtiere als Knechte des Teufels geschildert wurden: wahnsinnig und so zahlreich wie die Flöhe, jagten sie auf einer einzigen Spur einander nach und hinterließen dabei nicht etwa einen Tretpfad, sondern einen Graben am Fuße der Mauern, die sie so zum Einsturz zu bringen suchten, worauf sie erschöpft niedersanken, mit schlangengleichen Zungen den Pulverschnee aufleckten, wieder zu Kräften kamen und sich anschickten, mit Fängen, spitz wie die Nadeln der Schneider, und Krallen, scharf wie Rasiermesser, an den Toren zu nagen und zu kratzen, manche sogar gegen die eisenbeschlagenen Eichenbalken anrannten, waren ihnen doch gewiß unter dem gestäubten Fell über der Stirn Hörner gewachsen), ich löste mich also von der Geschichte und verfolgte vom Fenster im oberen Stockwerk der öffentlichen Bibliothek die merkwürdige Prozession auf der Hauptstraße. Der Kerl mit dem Filzhut, der auf der Motorhaube eines Autos vorausgefahren wurde, schien derselbe Luci zu sein, der gerade das Gras im Hof der Frau Embury gemäht hatte. Was hatte ihm bloß die Musik getan?

2 Irgendwo an einem jener geheimen Orte, wo die Engel über die Welt wachen, auf daß Gott der Herr alles wisse (mit Waldmoos ausgeschlagene Logen, die an Sternen hängen wie die Gondeln an ihren Ballons, Lauben aus Akazienholz mit Grundmauern, die in den Himmel ragen, und Spitzdächern, die zur Erde weisen, dergestalt nach der Sonne ausgerichtet, daß die sterblichen Augen geblendet und ihrer nicht gewahr werden), muß die Penetranz so vieler Hupen und der Lärm der Trommeln, Tschinellen und Trompeten angekommen sein. Der Lärm kam aus dem Tal, vom Bahnhof oder noch weiter her, vom TBC-Sanatorium, und in der lauen Luft des späten Vormittags löste er allerhand aus. Geruhsame Spaziergänge wurden unterbrochen, die Hotelbalkone belebten sich, die Taxifahrer und die Kellner auf den Terrassen der Restaurants wurden aus ihrer Schläfrigkeit gerissen, die Verkäufer traten auf die Schwelle ihrer Geschäfte, die Kinder, die hier Ferien machten, wandten sich ab von den Verkaufsständen mit Süßigkeiten und Souvenirs, von den Eiswagen und den Ferngläsern vor dem Kino, jenen optischen Geräten, die auf die Berge gerichtet waren. Am Eingang zum Park fixierte der Fotograf, das mit orientalischen Quasten geschmückte Dromedar an der Seite, durch seine getönten Brillengläser den Horizont und versuchte, in der Kurve vor dem Postamt, wo der lärmende Zug auftauchen mußte, etwas zu erkennen. Den Lyzeumsschülerinnen, die auf einer Bank saßen und auf den Bus der Linie 3 zum Wasserfall warteten, erklärte Herr Saša, daß man den Lungenkranken im Sanatorium zum Frühstück vermutlich statt Bromsalz Raffineriegas in den Tee geschüttet hatte.

Dann tauchte am unteren Ende des Boulevards ein ungewöhnliches Gespann auf. Ein strahlend weißer Mercedes zog einen Leichenwagen aus der Zeit, als Pferde hoch geschätzt wurden. Es folgten Autos mit brennenden Scheinwerfern und Trauerflor an den Außenspiegeln. Sie fuhren langsam, um sozusagen verkehrstechnisch ihre Pietät zum Ausdruck zu bringen, allerdings war schwer zu sagen, wohin die Fahrt ging, lagen doch Kirche und Friedhof hinter ihnen. Kein Pfarrer begleitete den Zug, dafür sang der Chauffeur der vordersten Limousine mit herzerweichendem Falsett »Friede sei mit ihm« ins Megaphon. Als erster fiel das der Apothekerin Frau Fotiade auf, die sich mit einem Gebet für den Frieden aller an die heilige Jungfrau wandte. Sie war es auch, die den Mann am Steuer erkannte, worauf sie, erbleichend und sich mit ihren Katzenszähnen auf die Lippen beißend, im Labor zwischen den Reagenzgläsern und den heilsamen Substanzen Zuflucht suchte.

In den Fenstern der Automobile blinkten die Blechinstrumente und Schlagzeuge im Licht des späten Juni wie Goldpapier, während die Bläser und Trommler sie leidenschaftlich bearbeiteten wie Schwarze, die sich dem Boogie-Woogie hingeben. Was über dem Zug aufstieg, war jedoch kein Trauermarsch, die Klänge gerieten aneinander, verzerrten, überlagerten sich und hallten aus unvermuteten Ecken wider, prallten mit den Köpfen zusammen wie Ziegenböcke, und das alles ergab einen ohrenbetäubenden Krach. Unter den zahllosen Gelegenheitsinterpreten (Geldwechsler, Zuhälter, schwere Jungs) war Luci, der sich die Tuba gegriffen hatte, der einzige, der ein gewisses Zartgefühl walten ließ.

Als der weiße Mercedes vor dem Rathaus hielt und der ganze Aufzug wie ein langer beleibter Wurm erstarrte, war er es, der der Schweigeminute ihre Würde verlieh. Das Sirenengeheul und Gehupe wurde eingestellt, das Orchester schwieg, und Luci, im Türkensitz auf einem Jeep, einen seiner eleganten Hüte tief in die Stirn gezogen, den silbern glitzernden Ohrring im linken Ohrläppchen, brachte etwas hervor, das mir – wengleich die Oboe fehlte – nach einem Fragment aus dem d-Moll-Konzert von Marcello klang. Ringsum wurde es still, fast still, nur Aladin, das Dromedar des Fotografen, brüllte unablässig.

Über den Leichenwagen läßt sich sagen, daß er einmal schön gewesen war. Pummelige Putten waren in die Front graviert, gemalte Bibelszenen und betretste weichselrote Samtvorhänge schmückten die Seiten. Er war ramponiert vom Regen und dem allzu oft befahrenen letzten Weg, die Farbe blätterte ab, Vögel, Mäuse und Insekten hatten ihn mit zahllosen Kratzern gezeichnet. Er stank nach Pisse, denn in seinem Inneren hatte noch vor kurzem eine Hündin mit ihren Welpen Unterschlupf gefunden. Vor dem tristen Gefährt zündeten sich ein paar Jungs Zigarren an (einer rauchte Pfeife), sie hoben den Sarg herunter, trugen ihn feierlich gemessenen Schrittes zu einem Metallsockel am Haupteingang des Rathauses und setzten ihn darauf. Am Kopfbau bauten sie einen umfangreichen, mit einem Leintuch verhüllten Gegenstand auf und legten zwei kleine Kränze aus gelben Löwenzahnblüten nieder.

Der Fahrer des Mercedes (in Schlappen, engen Shorts und einem T-Shirt mit der Aufschrift Chicago Bulls, das

über seinem Bauch spannte) dirigierte bedächtig das Traueritual, wobei er unermüdlich rief: »Gott, erbarme dich.« Auf sein Zeichen enthüllten die Jungs, ohne das Rauchen einzustellen, hastig das Kreuz und hoben den Deckel vom Sarg. Es ging ein Raunen durch die Menge, wie immer, wenn Erleichterung mit Erstaunen oder gar lebhafteren Gefühlen einhergeht. Zwischen den Fichtenbrettern lag mit verdreht zusammengelegten Händen und gespreizten krummen Beinen eine mannsgroße Puppe aus Lumpen und Stroh in einem gotterbärmlichen Anzug. Das Gesicht war plattgedrückt und von einem wirren Bart überwuchert. An dem Kreuz am Kopfende klebte ein Wahlplakat, das einen strahlenden Kandidaten im Vollgefühl seiner Kräfte zeigte, und darunter stand auf einem Schild zu lesen: »Hier ruhet Victor Lazu, ein Scheißkerl, der Bürgermeister werden wollte.«

3 Mein Gott, was um alles in der Welt hätte ich bloß getan, wenn mir Tante Paulina nicht jeden Morgen ihre Träume erzählt hätte? Ein Entrinnen gab es nicht, ich hätte mich schon im Kleiderschrank verstecken oder im Badezimmer einschließen müssen, das hätte aber keinen Sinn gehabt, dann schon lieber so, mit Tee und Nußstrudel auf der Veranda, mit dem Nieselregen, der kein Ende nahm, und dem Radio leise im Hintergrund, ich und Tante Paulina, weit zurückgelehnt in den geflochtenen Schaukelstühlen. Es war gut, ein wohliges Gefühl, nur etwas kühl, der Dosten-Tee immer ohne Zucker, der Strudel dafür um